



Der kalte Boden des Paradieses

Hatton, 1. April 2023

Rawi zieht einen der Säcke aus farbigem Netzgewebe zu sich heran, legt die Schlaufen über den Haken seiner Federwaage und will das mit Teeblättern gefüllte Bündel so vom Boden heben. Die Muskeln unter seinem taubenblauen Poloshirt schwellen an, der Schnauz auf der Oberlippe spannt sich in die Breite und das schwarze Bürstenhaar wackelt leicht, doch der Packen ist zu schwer und er lässt ihn wieder sinken, verlegt sich stattdessen darauf, den vier Frauen mit nervösen Gesten und galoppierendem Singsang Regieanweisungen zu geben. Die braucht es



Der Schauspieler und Politiker Marudur Gopalan Ramachandran aus Kandy, kurz MGR, wird von vielen Tamilen wie eine Gottheit verehrt: Statue in Pittenween.

auch, denn eine der Arbeiterinnen, die Jüngste, ist mit dem Konzept eines Gruppenfotos ganz offenbar noch nicht vertraut.

«Take your time! Ich habe es nicht eilig!», versuche ich sie zu beruhigen. Denn die kleine Pause im Schatten einer Robinie tut mir ganz gut. So frisch der Morgen hier im südlichen Hochland von Sri Lanka auch beginnt, am Nachmittag gewinnt die Sonne an Kraft und brennt jetzt senkrecht auf den Schädel nieder.

Ich bin von meiner Herberge bei Hatton aus ziellos nach Norden gewandert, mitten in das gigantische Teeanbaugebiet von Sri Lanka hinein, von Ceylon, wie es die Holländer und Briten nannten. Seit meiner Kindheit trinke ich, was hier angebaut wird, denn nahezu jedes Beutelchen enthält auch etwas Ceylon-Tee. Jetzt will ich wissen, wie sich ein Gang durch diese Gärten anfühlt. Ich hätte auch eine der berühmten Plantagen besuchen können, die Touristen gerne durch ihren Betrieb führen, aber heute früh hatte Lust, mich einfach als Nadel in den Heuhaufen der Möglichkeiten fallen zu lassen, den Einstieg zu nehmen, den mir der Zufall direkt vor meinem Hotel anbot.

Nach wenigen Schritten schon war ich ganz verzaubert von der Schönheit dieser Landschaft. Die Teesträucher stellen hier eine Art Basso continuo dar, ein geometrisches Muster, das die sanften Hügelkuppen überall mit einem ähnlichen Rhythmus überzieht. Aus diesem Teppich ragen in regelmäßigen Abständen niedrige Schattenbäume heraus. Wenn sie sich im Wind bewegen, dann kommen sie mir wie die magisch belebten Noten einer Singstimme vor. Das Grün der Kameliensträucher ist ein ganz besonderes Grün, ein klingendes Grün, das nicht einfach nur grün *ist*, sondern auch grün säuselt, grün schallert, grün singt. Auf den Kuppen stechen Pinien, Eukalyptus oder Zimtbäume dunkel in den flüssigblauen, von kräftigen Wolkenfäusten durchpaukten Himmel. Ab und zu hat sich ein kleiner Shiva-Schrein in der Ecke eines Teefeldes eingenistet. Auch der Heilige Antonius von Padua lächelt da und dort in einem Glaskasten vor sich hin, das Christuskind auf den Armen. Und natürlich begegnet man Statuen von MGR, dem «Gott der Drawiden», wie der Schauspieler und Politiker Marudur Gopalan Ramachandran oft genannt wird.

Denn auf den Teeplantagen im Hochland von Sri Lanka arbeiten fast ausschließlich Tamilen, also Drawiden aus dem südlichen Indien. Die Bri-







ten, seit 1803 Kolonialherren der Insel, ließen große Gebiete roden und bauten zunächst vor allem Kaffee an. Ab den 1870er-Jahren wurden viele ihrer Plantagen von einem Rostpilz (*Hemileia vastatrix*) befallen und man stellte von *Coffea arabica* allmählich auf *Camellia sinensis* um. Für die Produktion von Tee, der von Hand gepflückt werden muss, brauchten die Briten massenweise billige Arbeitskräfte. Da sie die Sklaverei 1833 abgeschafft hatten, mussten sie sich anders behelfen. Die Singhalesen, die damals schon die Mehrheit der Bevölkerung Sri Lankas darstellten, waren als ehemalige Bürger des Königreichs von Kandy nicht bereit, zu den lausigen Konditionen der Briten zu arbeiten. Also importierten die Kolonialherren

Lehmböden, Wasser vom Brunnen, offene
Kanalisation: Reihenhäuser in Pittenween.

Menschenmaterial aus dem südlichen Indien, wo die Ärmsten aus den untersten Schichten des Kastensystems nach einer Reihe von Hungersnöten so verzweifelt waren, dass sie sich nach Sri Lanka exportieren ließen.

Die Briten siedelten die Arbeiter aus Tamil Nadu in kleinen Dörfern mitten in ihren Teeplantagen an – und da leben die meisten auch heute noch. Ich bin, ehe ich Rawi und seinen Frauen begegnete, an einigen dieser Weiler vorbeigekommen, zuletzt an Pittenween, das an einem Bach in einer sanften Kuhle zwischen den Hügeln liegt. Die kleinen Reihenhäuser mit ihren weiß getünchten oder farbigen Fassaden und ihren abwechslungsreichen Dächern bilden einen reizvollen Kontrast zu dem ornamentalen Grün der Teeplantagen, die sie umgeben. All dies ist überaus pittoresk und berührend in seiner ländlichen Einfachheit. Allerdings sind die Häuser sehr klein, die Böden aus Lehm, die Dächer oft arges Flickwerk, die sanitären Anlagen primitiv. Schön sind auch die Wege, die von diesen Dörfern zur nächsten Hauptstraße führen, schön grün und schön eingebettet in die Landschaft, dafür aber kaum befahrbar.

Allerdings fährt hier wohl auch nur selten jemand hin. Mein Spaziergang durch den Weiler war jedenfalls die Sensation des Tages. Als ich mich bei dem kleinen Schrein etwas östlich des Dorfeingangs kurz umkehrte, bemerkte ich hundert Schritte hinter mir eine ganze Gruppe von Kindern und Jugendlichen, die sich versammelt hatten, um mir neugierig nachzublicken. Ich winkte kurz, sie winkten alle zurück, einige rannten kichernd davon.

Immerhin haben die Bewohner von Pittenween eigene Gärten, was offenbar nicht in allen Plantagensiedlungen der Fall ist. Um das Dorf herum, aber auch zwischen den Häusern wachsen Chilis und Bohnen, Kohl und Zwiebeln, Weiße Rüben und Rote Beten, Papaya, Kokos und Bananen. Alles wirkt sehr gepflegt, saftig und opulent. Diese Gärten tragen einiges zur Ernährungssicherheit der Bewohner bei – und für das Auge verwandeln sie den Weiler in ein kleines Schlaraffenland. Außerdem riecht es in der ganzen Gegend betörend gut, nicht nach Benzin und Abgasen wie in den Siedlungen am Rand der Hauptstraße, sondern nach Holzfeuer (Gas ist zu teuer) und feuchter Erde. Ab und zu steigt mir auch das einullende Parfum einer Engelstrompete in die Nase, die hier da und dort am Rand der Felder wachsen – ob die Leute wohl wissen, wie giftig die herrlich Duftenden sind?



«Ist das nicht das Paradies?», frage ich die vier Frauen, deute in die Umgebung und lasse meine Hand dann gegen Himmel kreisen. Doch sie können kein Wort Englisch. Nur Rawi versteht mich und stimmt mir begeistert zu: «Yes, yes, paradise», nickt er. Dann gerät er ins Stocken, krault verlegen das Lacoste-Krokodil auf seiner Brust, schaut zu Boden, lächelt schließlich nur noch etwas angestrengt.

In einigen der Teegärten habe ich Pflückerinnen bei der Arbeit gesehen. Wie sie sich da in ihren farbigen Kleidern durch das Grün bewegen, wirken sie wie Bienen auf der Pollensuche. Die Sträucher müssen etwa alle zehn Tage bis zwei Wochen abgeerntet werden. Man nimmt stets nur die obersten und zartesten Blätter. Frauen sind mit ihren feineren Fingern besser geeignet für diese Arbeit als Männer. Die kümmern sich meist um die Pflege der Sträucher oder um die Verarbeitung der Blätter in den Fa-

briken. Um das rechte Mass zu halten, führen die Pflückerinnen oft lange Holzlatten mit sich, die sie als Orientierungshilfe auf die Büsche legen. Denn gerupft wird mit Tempo, Kraft und Entschiedenheit – sonst lässt sich das Tagessoll von 18 Kilo nicht erreichen. Auch die Geräusche aus den Plantagen erinnern ein wenig an Insekten, zum Rascheln der Hände im Blattwerk gesellt sich ein Summen, denn in einem fort plaudern die Pflückerinnen in ihrer schnellen, singenden Sprache. Wenn man ihnen zuhört, hat man das Gefühl, sie erzählten sich andauernd fröhliche Witze.

Dabei haben sie eigentlich nicht viel zu lachen, denn das Pflücken ist ein harter Job. Die Frauen stehen den ganzen Tag in der Sonne, ständig leicht gebückt mit vorgestreckten Armen, die Finger werden braun und rissig von den Blättern, der Sack auf dem Rücken, den die meisten an einem Stirnband befestigt haben, wird bis zu zwanzig Kilo schwer. Außerdem gibt es Würmer, Käfer, Mücken, Blutegel und auch viele Schlangen in den Büschen, sogar Kobras. Und für all das bekommen sie kaum fünfzig Franken im Monat – wenn sie das Soll erfüllen, was in den letzten Jahren immer schwieriger geworden ist, da zeitweise kein Dünger mehr für die Landwirtschaft zur Verfügung stand.

Berichte (etwa von UNICEF) über die Zustände in den Plantagen nennen eine ganze Reihe von Schäden, die solche Arbeits- und Lebensumstände bei den Frauen anrichten. Die Liste reicht von Kopfschmerzen wegen des Stirntragebands bis zu Krankheiten aller Art an den meist bloßen Füßen. Denn die Frauen streifen ihre Flipflops ab, ehe sie sich auf den unregelmäßigen Boden der Gärten begeben, wo das Schuhwerk Schaden nehmen könnte. Dazu kommen der Rauch der offenen Herdfeuer beim Kochen, mangelnde Hygiene, die Kälte der Nacht, Unterernährung... Ob es wohl stimmt, dass die Frauen auf dem Boden schlafen, wie man da und dort liest? Weil der Mann als Oberhaupt der Familie das einzige Bett im Haus besetzt? Ich habe nicht den Mumm, Rawi danach zu fragen. Aber zwei der Frauen husten ständig und die Jüngste zieht sich immer wieder den Rotz in der Nase hoch.

Die ökonomische Krise, die Sri Lanka in den letzten Jahren durchgemacht hat, betrifft auch die Plantagenarbeiterinnen ganz direkt. Theoretisch sind diese Menschen frei, könnten sie sich ein anderes Leben aufbauen. Ein paar wenigen gelingt das, Frauen meist, die sich als Haushaltshilfen in

die Emirate verpflichten können. Die meisten aber bleiben, denn wer geht, verliert auch «sein» Haus auf der Plantage, gibt seinen sozialen Kontext auf. Und immerhin stellen die Estates ja für jede Division einen Lehrer. Für Schulbildung ist also gesorgt, theoretisch. Tatsächlich lernen die Kinder in diesen Schulen aber nicht viel: «Was sie da mitnehmen, ist marginal – da kommt kein Arzt, kein Anwalt, kein Ingenieur heraus». Das sagt Herman Gunaratne, der ein halbes Jahrhundert lang für britische Teegesellschaften in der Gegend gearbeitet und verschiedene Bücher (zuletzt *The Suicide Club*) über seiner Erfahrungen geschrieben hat. Ich habe ihn an der Südküste in Handunugoda getroffen, wo er heute luxuriöse Spezialtees produziert.

Theoretisch könnten sich die Tamilen politisch organisieren, um für eine Verbesserung ihrer Lage zu kämpfen. Sie tun es aber nicht oder kaum. Die Gründe dafür liegen in der Geschichte. Die sogenannten Estate Tamils oder Plantation Tamils, die von den Briten Mitte des 19. Jahrhunderts aus Tamil Nadu geholt wurden, gehören einer anderen ethnischen Gruppe an als die Tamilen, die schon seit Jahrhunderten im Norden und Osten der Insel leben. Letztere dienten den britischen Kolonialherren als Verwaltungsbeamte und machten sich auf diese Weise bei der singhalesischen Mehrheit des Landes unbeliebt. Nach der Unabhängigkeit wurden sie von den Singhalesen, welche die Macht von den Briten übernahmen, zur Strafe diskriminiert, was 1983–2009 zu einem blutigen Bürgerkrieg führte, dessen Spuren noch überall sichtbar sind.

Um eine politische Unterstützung der einheimischen Tamilen durch die Teepflanzer von vornherein zu verhindern, deklassierte man die Tamilen aus Indien nach dem Independence Day 1948 zu «temporären Immigranten» und sprach ihnen das Bürger- und Wahlrecht ab – obwohl sie seit Generationen auf der Insel lebten. Das hat sich unterdessen geändert, dank indischer Interventionen. «Doch die Tamilen neigen dazu, ihre Stimme Parteien zu geben, die es nicht an die Macht schaffen», erklärt mir Herman Gunaratne: «Und deswegen bekommen sie auch kaum Unterstützung aus der Politik.»

Der Tee ist ein zentraler Wirtschaftszweig des Landes. Mehr als 95 Prozent der Produktion werden exportiert und spielen je nach Jahr etwa 1.3 Milliarden Dollar ein. Ja, als das Land 2021 gar keine Devisen mehr hatte, beglich es sogar einen Teil seiner Schulden (beim Iran) mit Tee. Sri Lanka

Am Rand der Teegärten trifft man immer wieder auf die Flipflops der Pflückerinnen. Sie streifen sie ab, weil sie auf dem unebenen Terrain der Gärten Schaden nehmen könnten.




produziert in erster Linie robuste Schwarztees, die weltweit in industriellen Mischungen eine wichtige Rolle spielen. Wenn also irgendwo einfach Tee draufsteht, dann ist mit größter Wahrscheinlichkeit etwas Sri Lanka drin. Das Land ist auch stolz auf seinen Tee, den es unter seinem weltberühmten Löwenlogo vermarktet. «Alldem zum Trotz stellen die Menschen, die diesen Tee produzieren, das am meisten vernachlässigte Segment der Bevölkerung dar», erklärt Gunaratne: «Weil sie Tamilen sind. Weil sie nicht die Machthaber wählen. Weil man sie fügsam hält und von jeder rechten Bildung ausschließt. Das war immer schon so: In der ganzen Geschichte dieses Landes hat man auf die Plantagenarbeiter herunter geschaut.»

Endlich ist es so weit, stehen die vier Frauen so, dass ich das Gruppenfoto knipsen kann. Schön sehen sie aus in ihren langen Röcken, mit ihrem farbigen Schmuck, umgeben von den halb durchsichtigen Säcken voller Tee, hinterfangen von einer sanft geschwungenen Landschaft aus Büschen und Bäumen, einem kobaltblauen Himmel. Es wird ein Bild aus dem Paradies sein. Da lässt sich nichts machen. Auch wenn man weiß, dass sie vielleicht alle in der kommenden Nacht auf dem kalten Boden ihrer Hütten frieren.

Apropos Paradies: Für die Menschen hier dreht sich sosehr alles um den Tee, dass sie sich sogar in den Teegärten beerdigen lassen. Da und dort habe ich am Rand einer Plantage einen kleinen Friedhof gesehen, ein paar einfache Kreuze nur oder Steine mit Inschriften, wie sie für Hindu-Grabmäler typisch sind, kaum eine Armlänge von den ersten Kamelien-



Sträuchern entfernt. So werden die Teeplückerinnen, wenn sie gestorben sind, selbst zu einem Teil der Gärten, in denen sie ihr Leben lang gearbeitet haben. Ich frage Rawi, ob er nicht manchmal das Gefühl hat, seine Großmütter und Väter steckten in den Knospen drin, die seine Frauen da von den Büschen zupfen. «Yes, yes!», sagt er und strahlt mich an. Doch ich weiß, er hat meine Frage nicht verstanden.

Dieser Text erschien 



Pittenween, Gemeinde Ruwanpura
Hatton (Sri Lanka)
6.937705, 80.574000